



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Schöne und die Kunst

Vischer, Friedrich Theodor

Stuttgart, 1898

Keine Anschauung

[urn:nbn:de:hbz:466:1-88914](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-88914)

der Sache, und weil er deshalb nicht die Erscheinung als solche erfafst.

Prinzipiell bleiben diese Sätze in Geltung, wenn auch gewisse Mischgebiete, wie das der Lehrpoesie, nicht absolut abgeschlossen sind. Es gibt Malerei und Dichtkunst, welche sich strafend zur Gegenwart verhält. Die Karikatur zum Beispiel, was hat sie alles mitgewirkt bei der Reformation, in zahlreichen Flugschriften, bei der Revolution! Was alles hat die Poesie zur Förderung der Völker beigetragen durch belehrende und satirische Dichtungen! Es sind das aber keine reinen selbständigen Formen oder Zweige der Kunst, sondern Uebergangsformen, Nebenzweige, anhängende Gebiete wie das Kunsthandwerk.

Im Schönen heißt es also: nicht einrennen mit diesem oder jenem Zweck, sondern schauen und nichts anderes. Es herrscht ruhiges Belassen und Betrachten. Denn die ästhetische Auffassung verhält sich zu ihrem Gegenstand ganz objektiv, läßt ihn unberührt stehen, greift nicht ein, will nichts daran verändern oder forcieren.

Es ist arg, wie unsere Zeit diese Stimmung seelenruhigen Betrachtens zerzaust. Unser Leben wird in das allgemeine Gelaufe und Gedränge immer nervöser hineingerissen. Es ist ja selbstverständlich: ich will durchaus nicht den unendlichen Fortschritt bemäkeln, der in den Eisenbahnen liegt. Aber jetzt, wo wir in so rasender Eile fliegen, daß nur ein paar Minuten Aufenthalt schon zu viel sind, gerät die Seele in ein Jagen und Hetzen, daß wir kaum mehr in die Stimmung kommen, z. B. vor einer Landschaft ganz ruhig betrachtend zu verweilen. Sie werden jagen: mit der Eisenbahn kommt man ja schneller in schöne Gegenden, zu Kunstsammlungen. Allein durch dieses Hasten kommt man auch nachher nicht zum Genießen, wie dies die Mehrzahl des Reisevolkes, das uns jetzt alles Hochgebirg überschwemmt, genügend zeigt, wenn ihm einmal ein Stück schöne Natur vor Augen kommt. Bengalisch beleuchtet will es sie haben, frisiert. Ich bestieg im September den Gotthard, kam zur Teufelsbrücke, wo die Zeugen der Urgeschichte unseres

Planeten so fürchterlich aufstarren. Dort waltet eine Einsamkeit tragischer Art, nur unterbrochen von den wahnsinnigen Donnerstürzen der Wasserfälle. Aber alle Freitag bengalische Beleuchtung. Das ist für unser Reisepack. Und table d'hôte, Thee, Champagner, den ganzen Stadtklatsch will es haben mitten in den Bergen, alle Bequemlichkeiten der Kultur. Es fällt ihm nicht ein, sich lebendig in das Landleben zu versetzen, mit seiner Schlichtheit vorlieb zu nehmen und sich der reinen Betrachtung hinzugeben; es thut nur so manchmal.

Und was sucht man im Haus der Kunst? Die Mehrheit meint, der Wert eines schönen Werkes sei danach zu schätzen, wie viel sich Neues, Interessantes, Aktuelles herausklauben lasse, wie viel es abwerfe von Gedanken, Wissen, Aufregungen, Rührungen. Ihr stumpfer Nerv will möglichst scharfe Reize, stärkste Sensation. Um so mehr ist es angezeigt, in seiner ganzen Wichtigkeit das hervorzuheben, was dagegen wie etwas Blödes scheint: die reine Anschauung. Man kann diesen Ausdruck auch vergleichsweise anwenden auf die Musik, auf das Tonbild und vollends auf die Poesie. Ein Dichter gibt uns innerlich zu schauen. Wir sollen einfach schauen und dabei nichts denken. Freilich, wir können eigentlich niemals nichts denken, aber wir können die Gedanken nur accompagnierend, frei nebenher laufen lassen. Nicht mit Denken, sondern mit Versenken muß das Kunstwerk erfaßt werden. Es handelt sich ja hier nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes um eine Sprache, die sich zunächst immer an unseren Verstand wendet. Durch die Worte will der Dichter uns nur Bilder vorführen, in die wir uns versenken sollen. Man redet oft von der Sprache der Kunst, aber diese Sprache ist eine ganz andere als die gewöhnliche, sie spricht in und durch Formen. Wir wollen in ihrem Gebiete nichts anderes fühlen als Formen, im übrigen soll unsere Seele ganz und gar still sein. Wo dieses reine Betrachten, dieses Versenken der Seele in Bild und Einklang nicht stattfindet, da kommt nun das Gemüt mit seinen übrigen festen Neigungen, falschen und halbahren Prinzipien, mit den Einseitigkeiten, woran jeder Mensch leidet, da mischt sich die un-

berechenbare Individualität ein, — und mit dem Schönen, mit der Uebereinstimmung über das Schöne ist es aus. Alles Schöne will das Gefühl bewegen, aber nur durch und im reinen Beschauen. Die Allgemeinheit des Wohlgefallens am Schönen wäre nicht möglich, wenn das Interesse positiv mitwirkte, denn hierin sind die Menschen getrennt. Sie weichen voneinander ab im Gebiete des Angenehmen, des Nützlichen, des Ethischen und im begrifflichen Denken. Sowie Sie sagen: berechtigt sind die Ansprüche auf praktische Verwertung, politische, moralische Zwecke, oder das religiöse Interesse (das so furchtbar wird bei allen Menschen, die nicht unterscheiden zwischen dem Wesen der Religion und dem, was die positiven Religionen fälschend hinzufügen), berechtigt ist auch das theoretische Interesse, so gäbe es niemals ein allgemeines Urtheil im Gebiete des Schönen und der Kunst, und die Welt würde nicht in der Ansicht zusammentreffen, daß Aeschylos, Sophokles, Shakespeare, Goethe große Dichter sind. Alles ließe auseinander. Es muß im Schönen etwas sein, was auch dem sittlich Unreifen das sittliche Ideal einleuchtend macht, und es gefällt ungleich Denkenden gleich.

§ 4.

Es folgt, daß die ästhetische Anschauung nicht auf das Was, sondern nur auf das Wie, nicht auf den Stoff, sondern auf die Form gerichtet ist. Die Form ist Anordnung des Stoffes zur Einheit in der Vielheit, also Harmonie. Sie ist nicht selbst Stoff, nur Gesamtwirkung aller Teile des Stoffes, in diesem Sinne nur Oberfläche, also sinnlich-unsinnlich. Der Gegenstand wird zum bloßen Bilde, zum bloßen Schein. Erscheinung. Die ästhetische Form kann nicht bloße Form in dem Sinne des quantitativen Verhältnisses sein wie die mathematische, obwohl die letztere teilweise in das Gebiet der ästhetischen greift.

Das ästhetische Augenmerk geht nicht auf das „Was“, sondern auf das „Wie“, nicht auf das, was hinter der Oberfläche ist, sondern auf sie selbst.